

# „Das Leben und den Schmerz spüren“

Hyperkommunikation verhindert unmittelbares Erleben, behauptet der Literaturwissenschaftler Hans Ulrich Gumbrecht

Er provoziert und polarisiert: Hans Ulrich Gumbrecht ist einer der wenigen Geisteswissenschaftler aus unserem Land, die weltweit für Aufsehen sorgen. Ein Gespräch über nervöse Handys, Janis Joplin und das Verschwinden unserer Körper.

VON TOMO PAVLOVIC

**Herr Gumbrecht, wie viele elektronische Nachrichten bekommen Sie an einem Tag?**  
Wenn ich zu Hause in Kalifornien bin, sind es vielleicht 300 Mails. Zu viele jedenfalls.

**Sie bezeichnen diesen Zustand als Hyperkommunikation. Wer sich ihr widersetzt, gilt vor allem bei Jüngeren als rückständig.**

Mag sein. Aber wenn ich das mal überschlage, so werde ich allein drei Stunden lang pro Tag durch dieses elektronische Kommunizieren aus der eigentlichen Arbeit rausgeworfen. Ich wüsste nicht, auf welcher Habenseite ich das verbuchen könnte. Früher habe ich auch telefoniert und Briefe geschrieben. Doch es wurde nicht weniger, sondern mehr: Heute sind es drei zusätzliche Stunden an jedem Arbeitstag! Eine beständige Nervosität, die uns da erfasst hat.

**„Ich bin narzisstisch genug, dass ich es ganz toll finde, ein Objekt der Begierde zu sein“**

Hans Ulrich Gumbrecht  
Literaturwissenschaftler

**Und doch ist diese Flut an Mails ein Zeichen für ein Begehren. Man sehnt sich nach Ihrer Anwesenheit, nach Ihrem Wort.**

Ja, schon. Und ich bin narzisstisch genug, dass ich es ganz toll finde, ein Objekt der Begierde zu sein. Das ist die andere, die positive Seite dieses pausenlosen Anfragens. Aber ich versuche mich auch zu entziehen.

**Wie gelingt Ihnen das denn?**

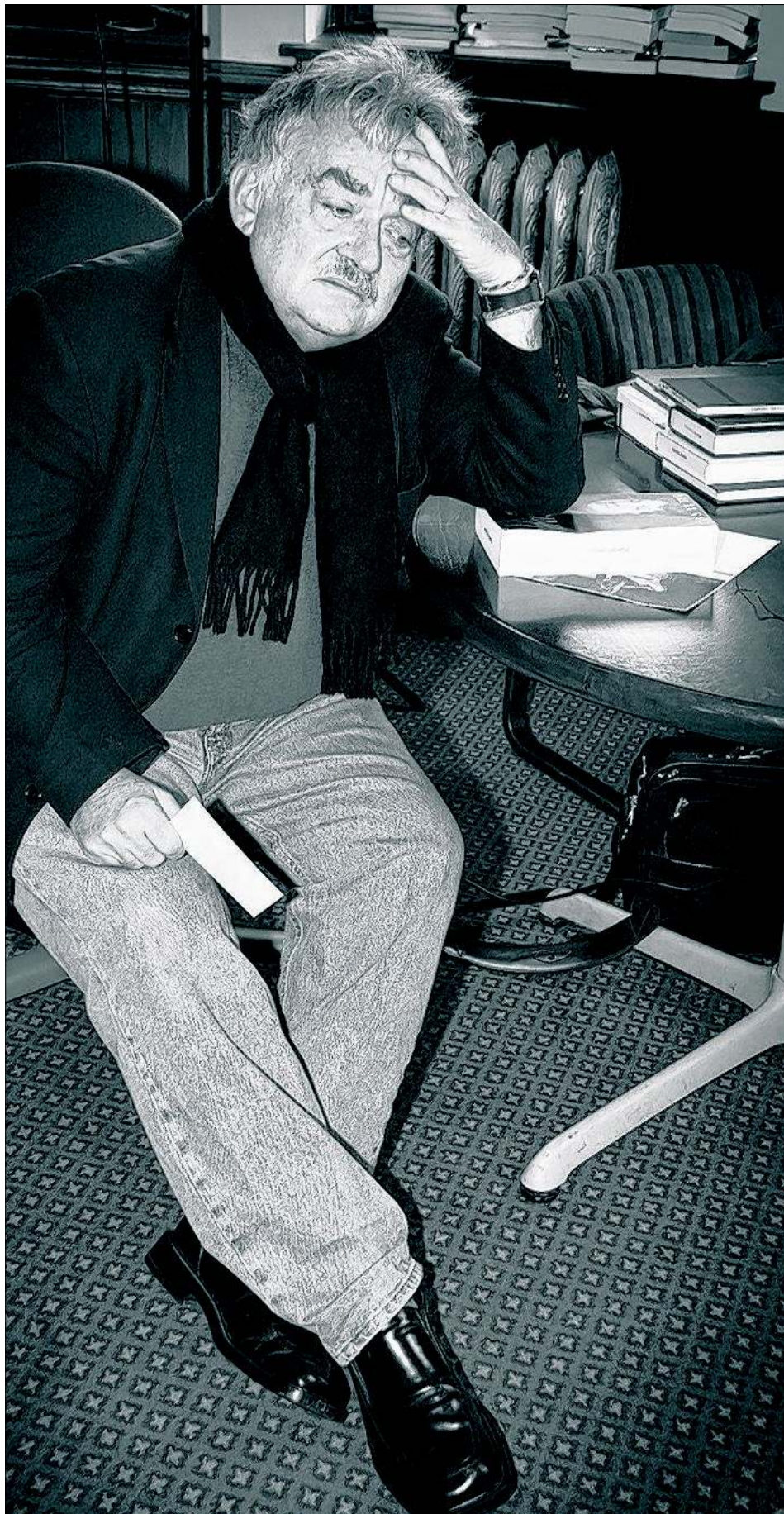
Ich besitze kein Handy. Immerhin das. Ich kann mir diese Arroganz erlauben.

**Wirklich wichtige Leute erkennt man an einem leeren Schreibtisch. Und daran, dass ein Professor aus Stanford kein Handy benötigt.**

Das ist ein Privileg in der heutigen Zeit, nicht rund um die Uhr telefonisch erreichbar sein zu müssen. Mit den Mails sieht das allerdings anders aus, ich hatte diesbezüglich ein Gespräch mit dem Kanzler der Universität in Stanford, der meine elektronische Anwesenheit freundlich und dennoch bestimmend eingefordert hat. Aber im Ernst: Nur indem ich mich entziehe, kann ich das konzentriert verfolgen, was mein Beruf ist: lehren und forschen, lesen und schreiben. Um in meinem Beruf etwas anständig zu machen, braucht man lange Arbeitsphasen. Ein Buch, an dem ich siebenmal am Tag jeweils eine Stunde lang schreibe, wird nie so gut wie eines, an dem ich sieben Stunden lang ohne Störungen sitze.

**Ein Anruf am Handy suggeriert Nähe, tatsächlich erzeugt er Abwesenheiten. Sie hatten da mal ein eindrucksvolles Erlebnis in Brasilien.**

Das war mal unterm Zuckerhut in einem bekannten Restaurant. Am Nebentisch zwei junge Paare, die sich zum Abendessen verab-



Hans Ulrich Gumbrecht (61) in nachdenklicher Pose

Foto: J. R. Velasco

redet hatten. Zwei unglaubliche Frauen, deren Anblick sogar einen alten Mann wie mich in Unruhe versetzt hat. Die Zeit, der Ort, alles passte. Und dann? Plötzlich gab es diese langen Momente, in denen sie alle am Handy hingen, gleichzeitig sprachen, mit vollem Mund. Sie konnten sich nicht einander zuwenden. Völlig absurd. Ich nenne das die Performance des Lebens.

**Descartes würde sich im Grabe umdrehen. Es gilt nicht mehr: Ich denke, also bin ich. Es gilt: Ich kommuniziere, also verschwinde ich.**

Na, genau über diese Reduktion von Lebensqualität beklage ich mich ja. Andererseits hat man auch das Gefühl, man existiere nicht, wenn man nicht kommuniziert – wenn es die anderen unaufhörlich tun. Ein weiterer Nebeneffekt der Hyperkommunikation ist der Verlust der Unmittelbarkeit. Ich war im vergangenen Sommer zum ersten Mal in Istanbul. In der Hagia Sophia zückten dann alle um mich herum ihre Digitalkameras. Endlich ist man an diesem wundervollen Ort, und was tun die Leute? Fotografieren. Die einen löschen dann gleich die Bilder. Die anderen machen so viele, die sie ohnehin nie anschauen werden. Es ist eigenartig, wie zwischen die Menschen und die Präsenz der Dinge ein Schleier fällt.

**Die Philosophie hat schon immer dem Körper misstraut. Man versuchte ihn zu tilgen.**  
Ja. Seit Plato ist das so.

**Dann müssten sich die Philosophen angesichts der Abwesenheit der Körper infolge der Hyperkommunikation zufrieden zurücklehnen.**

Im Prinzip haben Sie recht. Aber ich würde es als positiv ansehen, wenn es eine Oszillation zwischen den Präsenz- und den Sinnereffekten geben könnte. Keine Seite darf ausgeschaltet werden. Wenn man sich dauerhaft nur für die Präsenzseite entscheidet

**„Der Mensch wird eines Tages verschwinden wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand“**

Michel Foucault  
Philosoph

würde, würde man nur noch furzen und schlafen, was ja auch niemand will.

**Ist Ihre Diagnose vom Verschwinden der Körper kein Widerspruch zu unserer Körperfixiertheit? Wir retuschieren jede Falte auf einem Foto, joggen, sind wellnessverrückt.**

Das sehe ich anders. Einerseits joggen so viele Menschen und essen gesund, gerade weil sie die Möglichkeit des Todes eliminieren wollen. Man will durch die beständige Körperfürsorge den eigenen Leib abschaffen. Was diese Leute antreibt, ist die Sehnsucht nach einer rein geistigen Existenz, denn das, was das Leben endlich macht, ist der Körper. Auf der anderen Seite ist die vermeintliche Körperfixierung eine Reaktion auf die Cartesianisierung der Gesellschaft, die ein Bedürfnis nach dem Körperlichen hervorruft. Der Körper ist zwar als Spiel-

## Zur Person

### Hans Ulrich Gumbrecht

▪ **1948** in Würzburg geboren, studiert er Romanistik, Germanistik, Philosophie und Soziologie. Mit einer Arbeit zur Hyperbolik in literarischen Texten des romanischen Mittelalters wird er in Konstanz von Hans Robert Jauß promoviert, habilitiert sich dann über die parlamentarische Rhetorik der Französischen Revolution.

▪ Mit rekordverdächtigen 26 Jahren wird er Professor in Bochum, wechselt später nach Siegen, wo er mit Gästen wie Jacques Derrida und Jean-François Lyotard für Aufsehen sorgt.

▪ Ein Kollege von der „Zeit“ beschrieb Hans Ulrich Gumbrecht treffend als „fleischgewordene Anti-These zum kalten Geisteswissenschaftlertum“. Tatsächlich gehört Gumbrecht neben dem Stuttgarter Germanisten Heinz Schlaffer zu den brillanten deutschen Literaturwissenschaftlern und Querdenkern, die mit ihren Veröffentlichungen weit über ihrer Fachgrenzen hinaus bekanntgeworden sind. Sein **2006** erschienenes Buch „In Praise of Athletic Beauty“ (Lob des Sports) ist für viele seiner Kollegen bis heute ein Affront.

▪ Seit **1989** unterrichtet er Romanistik an der kalifornischen Eliteuniversität Stanford. Im Jahr **2000** nahm er die amerikanische Staatsbürgerschaft an. Gumbrecht ist bekennender Fußballfreund und heißblütiger Fan von Borussia Dortmund.

zeug ins Belieben des Einzelnen gesetzt, aber der berufliche Alltag vollzieht sich bei den meisten von uns in einer Fusion von Bewusstsein und Software – und führt damit wieder zu einer Stilllegung des Körpers.

**Das Projekt „Design of the (In-)Human“ an der Akademie Schloss Solitude untersucht das Verhältnis von Menschlichkeit und Unmenschlichkeit.**

Im Französischen würde man „inhuman“ eher mit dem neutraleren Begriff des „Nicht-menschlichen“ übersetzen. Am wirkungsmächtigsten formuliert ist das bei Michel Foucault in „Die Ordnung der Dinge“, wo er am Ende schreibt, dass eines Tages der Mensch verschwinden wird, „wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand“. Doch bei Foucault war das noch eine Zukunftsvision.

**Nicht bei Ihnen?**

Ich denke, dass wir uns schon jetzt in einer Situation befinden, in der wir eine neue Selbstbeschreibung brauchen. Aber ich will dennoch auf den zweiten Bedeutungshorizont eingehen: das Inhumane mit Unmenschlichkeit übersetzen. Nach dem Ersten Weltkrieg glaubten die westlichen Intellektuellen, die Welt habe sich radikal verändert. Das glaubten sie nach dem Zweiten Weltkrieg nicht, obwohl der Zweite Weltkrieg in seiner Zerstörungseffizienz unvergleichlich schlimmer war. Der Mensch hat sich als viel gefährlicher, viel animalischer erwiesen, als wir uns das je vorstellen konnten. Wir hätten angesichts der grausamen Erfahrungen die Pflicht gehabt, die Selbstreferenz des Menschen nach unten zu korrigieren. Aber das geht natürlich nur bedingt.

**Warum? Was, wenn der Mensch in Wirklichkeit ein unmenschliches Wesen wäre?**

Weil sich bald bestimmte Schwellenängste verlieren würden. Der Genozid in Ruanda könnte dann zu etwas Alltäglichem werden.

**Und wo kommt man hin, wenn man mit einem Ihrer geistigen Leitsterne und Freund Jean-François Lyotard, sagen wir: positiver besetzte Gefilde des Inhumanen abschreitet?**

Die Diskussion könnte zu einer Sensibilisierung führen: dass man für Komplexitäten und Intensitäten der Existenz offen ist. Der Schmerz über die Tragödien des Lebens ist allemal besser als die totale Anästhesie, von der wir bereits sprachen.

**Ein Plädoyer für die Intensivierung des Lebens?**

Ja. Das ist auch das Großartige an der Stimme von Janis Joplin und ihren Liedzeilen aus „Me and Bobby McGee“. Da ist dieser wahnsinnige Schmerz angesichts der permanenten Abwesenheit von Bobby McGee, wenn sie „Lord, I let him slip away“ singt. Aber genau darum geht es vielleicht: das Leben spüren. Die Tragödie. Den Schmerz intensiv fühlen können, der durch die Abwesenheit des geliebten Menschen existiert. Wenigstens das.

## Info

### Akademie Solitude forscht

- An der Akademie Schloss Solitude widmet man sich seit 2009 im Programm „Art, Science & Business“ dem Schwerpunkt „Design of the (In-)Human“, eine Anspielung auf einen Essay des französischen Philosophen Jean-François Lyotard. Hans Ulrich Gumbrecht gehört zu den Protagonisten dieses bis 2011 laufenden Studienprojekts mit Gästen und Stipendiaten aus der ganzen Welt. Im Zentrum der Workshops und Diskussionen stehe die Vermessung der „Schnittmengen von biologischer Wirklichkeit, technologischer Realität, globalisierter Wirtschaftswelt und philosophischen Überlegungen, die die Frage des Humanismus aus heutiger Sicht erneut stellen“.
- In Kooperation mit der Akademie Schloss Solitude findet vom 30. April bis zum 1. August im Württembergischen Kunstverein Stuttgart eine Ausstellung zum Thema statt: „Territorien des In/Humanen“.



Alles so schön elektronisch hier. Hans Ulrich Gumbrecht: „Man hat das Gefühl, man existiere nicht, wenn man nicht kommuniziert, wenn es die anderen unaufhörlich tun“

Foto: dpa



„Der Schmerz über die Tragödien des Lebens ist allemal besser als die totale Anästhesie“: Auch daran erinnert man sich, wenn man „Me and Bobby McGee“ von Bluessängerin Janis Joplin hört

Foto: dpa